

Eine Weihnachtsgeschichte aus dem Felsengebirge

Autor(en): **Hauser, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **45 (1941-1942)**

Heft 6

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-667606>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Eine Weihnachtsgeschichte aus dem Felsengebirge

Ein schwerer Novembersturm hatte mich aus meinem Kamp in das Blockhaus des alten Trappers getrieben, der sich anschickte, den langen nordischen Winter in den Bergen Montanas zu verbringen, wo ihm ein guter Bestand von Mardern, Luchsen, Bibern und andern wertvollen Pelzträgern reiche Beute versprach. Heulend schüttelte der Orkan die knorrigen Fichtenwipfel, daß sie sich ächzend beugten, wälzte dichte Schwaden großflockigen Schnees in die Schluchten und Gräben des wild zerklüfteten Gebirges und rüttelte drohend an den Ecken des wohlgefügtten Blockhauses. Drinnen war's warm und behaglich. Hell lohten die Flammen in der geräumigen Feuerstätte und warfen fahles Licht über die verrauchten Wände, an denen ein buntes Gemisch von Waffen, Fallen und Bälgen hing. Es war spät geworden, und die Unterhaltung stockte. George, der Trapper, war in Gedanken versunken. Mächtige Rauchwolken entquollen seinen bärtigen Lippen, und wiederholtes Räuspern und Spucken ließen darauf schließen, daß er noch ein Garn zu spinnen hatte, bevor er sich zur Ruhe legen konnte. Ich hütete mich wohl, seinen Gedankengang durch ein unzeitiges Wort zu stören, wohl wissend, daß er sich dann in sich verkriechen würde wie eine Schnecke in ihr Haus.

„Well, Freund“, begann er endlich, „es war gerade ein Sturm wie der heutige, der mich und Daklahoma-Charley im Quellgebiet des Whitewatercreeks erwischte. Wir hatten Wapitis gejagt, um unsern Wintervorrat an Wildpret einzulegen, und unsere Routen ausgekundschafet, denn wir wollten den Winter über trappen. Mit den Pferden aber, mit denen wir unsere Vorräte und Fallen hereingepackt hatten, mußten wir zu Tal, wollten wir nicht riskieren, daß sie eingeschneit wurden und verhungerten. Bei Tagesgrauen waren wir aufgebrochen und im Schneegestöber den ganzen Tag geritten. Immer schlimmer toste der Sturm, immer dichter umwirbelten uns die kalten Flocken. Raum konnten wir die alte Stute erkennen, die wie gewohnt die Führung übernommen hatte. Wehe jedem Pferd, das ihr den Ehrenplatz streitig machen wollte, den sie immer bereit war, mit Huf und Zähnen zu ver-

teidigen. Viele Jahre hatte sie uns treu gedient, und wir durften uns auf sie verlassen. Reiche Erfahrung hatte sie gelehrt, durch fast ungangbares Gelände ihren Weg zu finden. Ihr Gedächtnis war wunderbar. Sie kannte alle guten Kampplätze und Weiden im ganzen Staat Montana. Mit bewundernswürdiger Sicherheit hielt sie kaum erkennbare Pfade, vor Hunderten von Jahren von Indianern benützt, jetzt nur selten von einem wandernden Trapper begangen.

Die Schlucht weitete sich zu einer kleinen Blöße. „Old Lize“ hielt an. Mit gespitzten Ohren schaute sie zur Seite, und mit leisem Wiehern sagte sie uns, daß hier ein guter Platz sei, die wilde Nacht zuzubringen. Durch die dichten Schwaden des Treibschnees erblickten wir undeutlich die Umrisse eines Blockhauses und eines zweiten Gebäudes, das sich bei näherer Betrachtung als Stall herausstellte. Auch ein halbzerfallener Korral war da, aber das Bergheu, das er einst enthielt, war längst von hungrigen Wapitis aufgeäst worden. Wir befreiten unsere Pferde von ihren Lasten und brachten sie so gut wie möglich im Stall unter. Das Dach war zwar schadhast, und Schnee sickerte durch Ritzen in den Wänden, aber die Säule hatten wenigsten Schutz vor dem eisigen Wind und standen so eng gedrängt, daß sie sich gegenseitig wärmen konnten. Eine Notration Hafer mußte ihnen über den Mangel an Heu hinweghelfen. Dann begaben wir uns ins Blockhaus, das zwei Räume enthielt. Der vordere, der mit einer Feuerstätte versehen war, erwies sich als ziemlich wohnlich. Das Dach war dicht, und die mit Brettern vernagelten Fenster ließen wenig Schnee durch. Sogar etwas trockenes Holz war vorhanden, und bald flammte ein wohliges Feuer, das trauliche Wärme und Licht verbreitete. Der Tag war anstrengend gewesen. Seit der Dämmerung unterwegs, und bitterer Kälte ausgesetzt, hatten wir nichts genossen als ein paar Brocken getrockneten Wildprets, das immer einen Bestandteil unseres Tascheneinhalts bildete. Das reichliche Abendessen und die behagliche Wärme machten uns schläfrig. Wir nahmen uns nicht die Mühe, den zweiten Raum auszukundschafeten. Wir brauchten ihn ja

nicht. Ein eigentümlicher Wildgeruch machte sich bemerkbar, den wir der Anwesenheit von „Bäckrats“ (eine Art Siebenschläfer) zuschrieben, die in solchen Blockhäusern selten fehlen und uns wenig kümmern. Die Hauptsache war, daß wir Schutz vor dem Sturm gefunden hatten.

Bald rollten wir uns in unsere Decken. Wie es so geht, tauschten wir noch ein paar Gedanken aus, bevor der Schlaf uns umfing.

„Was haben wir wohl heut' für ein Datum?“ frug ich Charley. Wir hatten ein paar Wochen im Gebirge zugebracht. Auf einen Tag mehr oder weniger kam's nicht an, aber ich wußte, daß Dezember zur Reize ging, eine Zeit, da auch hartgefottene Sünder wie wir sich etwa einer schönen Weihnachtsfeier erinnern. „Wenn ich nicht irre“, erwiderte mein Partner, „so muß heute die Nacht sein, wo kleine Kinder ihre Strümpfe in den Kamin hängen, in der Hoffnung, St. Nikolaus fülle sie mit Geschenken.“ — „Na“, gab ich schläfrig zur Antwort, „heute nacht müßte schon ein Wunder geschehen, wenn sich der bärtige Heilige mit seinem Rentiereschlitten in unsere Einsamkeit verirren würde. Überdies würde er mit unsern Fußlappen wenig anzufangen wissen.“ In Gedanken an eine ferne, schöne Kindheit schliefen wir ein.

Wie lange ich geschlafen, weiß ich nicht. Leises Schnüffeln und Geklirr unseres Kochgeschirrs weckte mich. Das Feuer war heruntergebrannt, die glühenden Kohlen aber verbreiteten noch rötliches Licht, gerade hell genug, um mich die gewaltige Masse eines Grizzlybären erkennen zu lassen, der sich an einer Schüssel Speck und Bohnen zu schaffen machte, die von unserm Nachtessen übrig geblieben war. Leise zog ich die Büchse hervor, die unter meinem Kopfkissen ruhte. Doch der Bär hatte mich vernommen. Auf den Hinterpranken drehte er sich herum nach mir. Sein Scheitel berührte fast die Decke des Zimmers. Das lange Haar zwischen den Schultern sträubte sich wallend, und die zurückgezogenen Lippen entblößten die langen elfenbeinfarbenen Fangzähne in furchterregendem Grinsen. Keine Sekunde war zu verlieren. Mit dröhnendem

Rnall löste sich Schuß um Schuß aus meiner Repetierbüchse.

Mit einem entsetzten Schrei war Charley aufgewacht, und die Feuerstrahlen seiner Büchse mischten sich mit denen der meinigen. Ein paar hektische Sekunden — dann lautlose Stille. Vor dem Feuer lag eine düstere, regungslose Masse, von der sich langsam eine Blutlache über den Fußboden verbreitete. Mit dem Schlafen war's aus. Neue Scheiter wurden aufs Feuer gelegt, das bald willkommenes Licht verbreitete. Wir waren alte Jäger, die schon mit manchen Grizzly und Puma angebunden hatten. Aber dieses Erlebnis hatte unsern Nerven doch etwas zugesetzt.

Nach Tagesanbruch untersuchten wir den zweiten Raum der Hütte. In der einen Ecke war ein Dachbalken eingestürzt und bildete eine Art Höhle. Dort hatte der Grizzly sein Winterlager eingerichtet. Die Wärme unseres Feuers hatte ihn aufgeweckt und war ihm zum Verderben geworden. In der andern Ecke standen noch rostbedeckt Schaufel und Spitzhacke eines Goldsuchers. Gegenüber war die rohgezimmerte Bettstatt. Unter alten, von Mäusen zerfressenen, halbverschimmelten Decken lag ein menschliches Skelett. Die knochige Hand unter dem Kopf, die gelbste Lage der Glieder ließen darauf schließen, daß der Einsame, der hier gehaust, eines friedlichen Todes gestorben war. Unter einem losen Brett des Fußbodens stand eine Blechbüchse, die einst Tomaten enthalten hatte. Sie war halb gefüllt mit Körnern gelben Goldes.

Der Sturm hatte sich ausgetobt. Tiefblauer Himmel wölbte sich über die Landschaft. Die Strahlen der Morgensonne übergossen die schweigende Wildnis mit glühendem Licht. Jeder Zweig, jede Fichtennadel schien bedeckt von blinkenden Diamanten. Mit dem Spitzhammer des Goldsuchers gruben wir sein Grab und häuften Felsblöcke darauf. Seine Ruhe sollte ungestört sein.

„Jetzt hat uns St. Nikolaus doch noch beschert!“ meinte Charley, als wir in den Sattel stiegen. „Aber wie leicht hätten wir dem Grizzly als Weihnachtsbraten dienen können!“

Max Hauser.

*

*

*